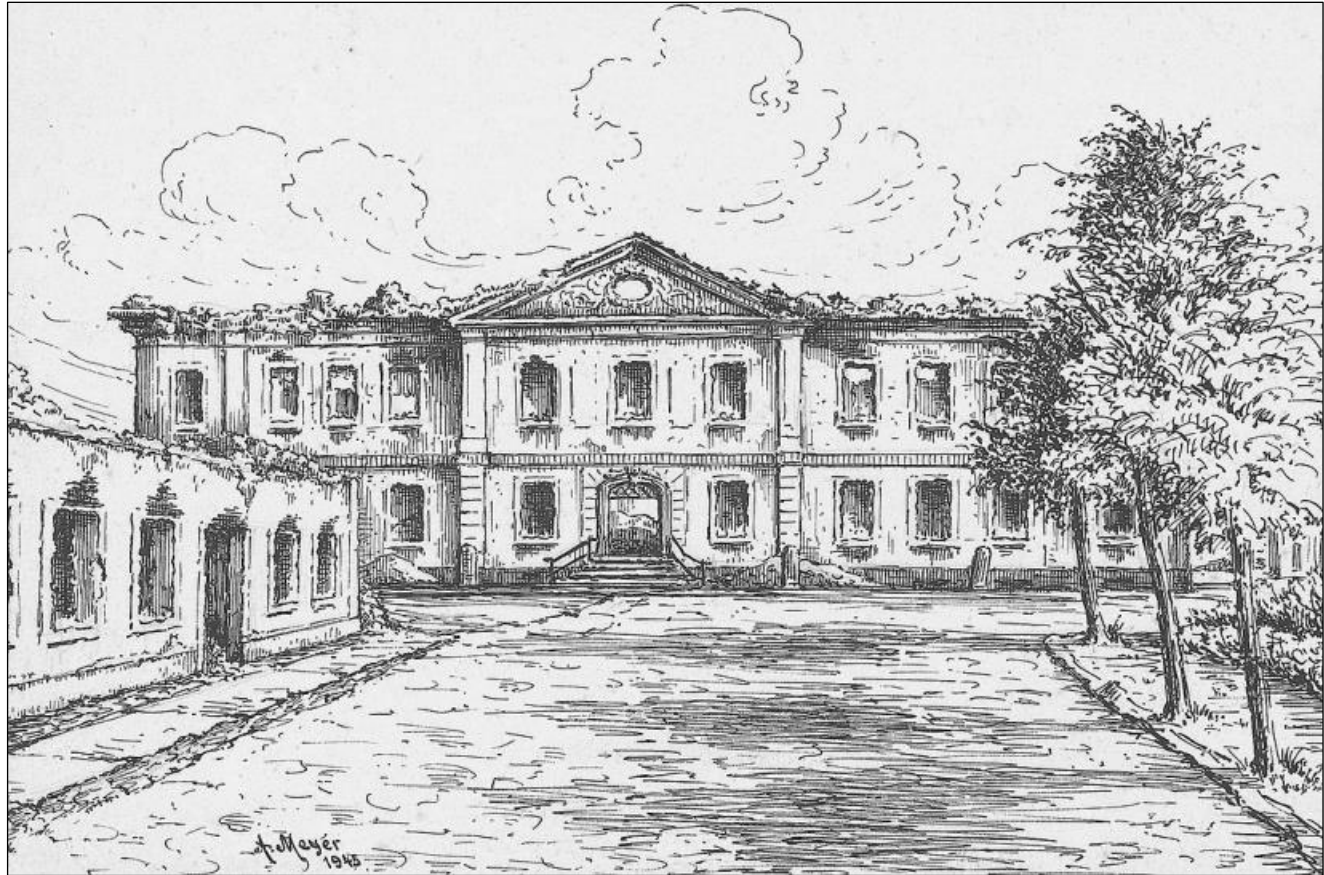


herrnhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 20 (2020)



Als der Krieg zu Ende war...

75 Jahre Ende des II. Weltkriegs in Europa

Zu diesem Heft

Auf dem Titelbild sehen Sie die eindrückliche Zeichnung von Arnold Meyer, die das 1945 zerstörte Zentrum von Herrnhut zeigt; die Zeichnung entstand kurz, nachdem russische Soldaten die Ortsmitte mit dem Kirchsaal in Brand steckten – eine der vielen Folgen des II. Weltkrieges.

In diesem Heft schauen wir zurück, um vorwärtsschauen zu können. Ich selbst gehöre zur Generation der Nachkriegs-Geborenen, noch stark geprägt von den Auswirkungen der Nazi-Herrschaft mit ihren Gräueln und des durch diese ausgelösten Weltkrieges. Der Krieg hat unseren Kontinent tief gespalten, und diese Spaltung fortgesetzt im Kalten Krieg. Es brauchte viel Zeit, um wieder miteinander reden zu können über diese Kluft hinweg. Das haben wir als internationale Kirche besonders schmerzlich erlebt.

Nun liegen 75 Jahre hinter uns, fast ein ganzes Menschenleben, und die Zeitzeugen werden von Jahr zu Jahr weniger. Inzwischen ist eine Generation erwachsen geworden, die weder den Kalten Krieg noch den „Eisernen Vorhang“ erlebt hat. In den letzten dreissig Jahren, die eigentlich zu mehr Demokratie und Zusammenwachsen in Europa hätten führen können und sollen, haben Fehlentwicklungen dazu geführt, dass sich viele Menschen wie abgehängt fühlen. Ethische Positionen hatten es schwer, die Wirtschaft hatte Vorrang.

Beides hat dazu geführt, dass ein Vergessen eingesetzt hat, ein fataler Hang zu verengtem Nationalismus und scheinbar so einfachen „Lösungen“, die ganze Nationen in die Hände von

Populisten und Diktatoren treiben. So, als ob wir das Gift des Faschismus nicht kennen würden.

Der Schweizer Blick auf die Zeit vor und um 1945 ist ein besonderer, das wird beim Lesen der verschiedenen Beiträge deutlich. Klar betroffen – als konkrete Bedrohung und Einschränkung im Alltag, durch Flüchtlinge, die ins Land kommen wollten, sowie vereinzelt versteckte bis offene Sympathie für die faschistische Ideologie -, aber doch am Rande; ein wenig ausserhalb des unmittelbaren Geschehens, und doch emotional mitten drin.

Überall hat es viele Jahre gebraucht, damit Worte darüber und Gespräche miteinander überhaupt möglich wurden. Erst nach etwa vierzig Jahren begann so etwas wie ein offenes Gespräch, und nach fünfzig Jahren war die Zeit reif, auch die tiefen Wunden zu benennen. Im Jahr 1995 fand für die Herrnhuter in Neuwied / Deutschland ein denkwürdiges Treffen zum 50-jährigen Gedenken statt, an dem Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Länder sprachen. In dieser Publikation sind deshalb manche dieser Wortbeiträge abgedruckt, weitgehend zum ersten Mal, die nichts von ihrer Bedeutung verloren haben. Seitdem ist der Umgang mit dem Thema einfacher geworden, aber die Distanz wird zugleich grösser. Wer kann noch erzählen, wie es war, damals?

Es gab von Anfang an weise, klare Stimmen, die in Richtung einer Aussöhnung wiesen. Nicht viele, aber diese Stimmen gab es. Und auch diese sollen in diesem Heft zur Sprache kommen.

Im Jahr 2020 haben sich die Bischöfe der Brüder-Unität in der Britischen und der Europäisch-

Festländischen Provinz zusammengetan, um ein seelsorgerliches Wort an die Gemeinden zu richten, damit das Thema nicht untergeht, aber auch nicht im reinen Rückblick steckenbleibt. Es ist an uns, diesen Teil der Geschichte, unserer Geschichte, nicht zu vergessen, damit wir uns gemeinsam den Herausforderungen unserer Tage stellen können. Dieses Nicht-Vergessen ist Teil des gemeinsamen christlich-jüdischen Schatzes einer Erinnerungskultur, die wesentlich zu unserem Glauben gehört.

Denn in der Bibel sind auch die Krisenzeiten nie ausgeklammert worden. Das Judentum erinnert sich seiner Herkunft, indem es die Geschichte vom Exodus erzählt, auch die Wüstenwanderung nicht auslässt. Und wir Christen erzählen die Geschichten von dem Mann aus Nazareth, dem Zimmermannssohn, dessen Reden und Wirken so unglaublich war, dass die Herrschenden ihn loswerden mussten. Anstatt mit Gewalt zu antworten, ist er ans Kreuz gegangen und wir verkündigen ihn als den Auferstandenen, der zur Versöhnung ruft. In diesen Spuren können wir unsere Vergangenheit einordnen und Zukunft gestalten.

Eibe gute Lektüre allen!

Ihr Volker Schulz



Brief der Bischöfe zum Europäischen Kriegsende nach 75 Jahren

Es war ein Anliegen, sich des Kriegsendes gemeinsam zu erinnern und die Probleme unserer Zeit damit zu verbinden. So wurde dieser Text in der Zeit vom 4. bis 8. Mai (je nach offiziellem Datum des Kriegsendes) in die Gemeinden gegeben. Der Brief knüpft an den Brief eines britischen Bischofs im Jahr 1945 an, der schon damals weitsichtig gemeinsame Aufgaben benannte.

Herr, lass mir deine Barmherzigkeit widerfahren, dass ich lebe. Psalm 119, 77
(Losung am 8. Mai 2020)

Liebe Schwestern und Brüder in verschiedenen Ländern Europas!

Vor 75 Jahren hat der 2. Weltkrieg, die schlimmste menschliche Katastrophe des 20. Jahrhunderts, in Europa sein Ende gefunden. Ausgelöst durch die verbrecherische nationalsozialistische Bewegung in Deutschland, hat dieser Krieg Millionen Menschen das Leben gekostet, unendliche Zerstörungen und Flüchtlingselend gebracht und das Miteinander-Leben der Völker erheblich zerrüttet; dazu der Völkermord an Millionen Juden und anderen



Lausanne am Kriegsende (Bild: Berner Zeitung, Rolf App)

Minderheiten in Europa in den Konzentrationslagern. Wir wissen auch, dass die Brüdergemeine in Deutschland, bis auf wenige Mitglieder, diesem Geschehen nicht deutlich genug widerstanden hat. Dies alles gibt uns Anlass zum Gedenken, zur Trauer, zum Wahrnehmen und Eingestehen von Schuld und zum Aufarbeiten immer noch lebendiger Erinnerungen und Traumata.

Wir, als Bischöfe der Britischen und der Europäischen-Festländischen Provinz der Brüder-Unität, schreiben Euch, um an Geschehenes zu erinnern, für die Befreiung zu danken, und im Vertrauen auf die Vergebung, die uns Gott schenkt, nach vorn zu schauen. Erinnern bedeutet: nicht vergessen und lernen für heute und für die Zukunft, damit sich solche Katastrophen nicht wiederholen.

Wir sind dankbar, dass über allem furchtbaren Geschehen mit seinen Folgen die Gemeinschaft zwischen unseren Provinzen der Brüder-Unität, zwar erheblich erschüttert, aber nicht zerbrochen ist. Insbesondere die Geschwister der Tschechischen Provinz haben sehr gelitten. Die Besetzung ihres Landes war der Beginn des von Deutschland ausgehenden Unrechts. Es hat uns beeindruckt, das Bruder C. H. Shawe, damaliger Bischof in der Britischen Provinz, im Mai 1945 noch vor Ende des Krieges, nicht nur vom bevorstehenden Sieg schreibt, sondern auch von der künftigen Aufgabe der Versöhnung.

Bereits 1946 fand auf Initiative von Bruder Shawe eine erste Unitätskonferenz in Montmirail (Schweiz) statt, bei der Leid und Trauer benannt, Schuld und Versäumnisse bekannt wurden. Damit wurde der Weg frei für Schritte zu neuer versöhnter Gemeinschaft in unserer weltweiten Kirche. Bald gab es wieder Reisen und Treffen von einzelnen Schwestern und Brüdern und Begegnungen verschiedener Gruppen unserer Kirche. Daran beteiligte sich mehr und mehr auch die junge Generation, welche die Verantwortung spürte, aber die belastenden Ereignisse nicht miterlebt hat. Dies war in der Zeit der Spaltung Europas durch den „Eisernen Vorhang“ in zwei politische Blöcke nicht einfach. Unsere Schwestern und Brüder, wie alle Einwohner der DDR, ČSSR, in Estland, Lettland und Albanien litten unter erheblichen Einschränkungen ihrer Freiheit.

Wir sind dankbar, dass die Unitätsprovinzen in Europa und Amerika nach allem, was gesche-

hen war, wieder aufeinander zugehen konnten. Es bleibt uns eine Verpflichtung, das Wohl der Geschwister in den anderen Provinzen im Blick zu behalten. Bis wir über die sehr unterschiedlich erlebte Vergangenheit alle miteinander reden konnten, brauchte es Zeit. Deshalb bleibt in besonders guter Erinnerung das Treffen von Geschwistern aus vielen europäischen Ländern und den USA im Jahr 1995 in Neuwied, 50 Jahre nach Ende des Krieges. Dort wurde gebetet: „Herr, deine Gnade ist unermesslich und deine Liebe größer als menschliche Schuld. Darum bist du der Grund unserer Hoffnung. Du schenkst uns einen Neuanfang, auch wenn wir noch so tief gefallen sind, denn wer in Christus ist, ist eine neue Kreatur. ... So danken wir für die geschenkten Zeichen deiner Versöhnung in unseren Brüdergemeinen.“

In Europa sind die Völker aufeinander zugegangen und haben gute Formen der Zusammenarbeit gefunden, auch wenn sie weit davon entfernt sind, in allen politischen und wirtschaftlichen Fragen Einigkeit zu finden. Es bewegt uns in jüngster Zeit, dass die Einheit in Europa durch den „Brexit“ gelitten hat. Doch wir hoffen, und bitten unsere Gemeinden, alles dafür zu tun, dass die Gemeinschaft unserer Kirche und ihrer Mitglieder trotzdem weiter wächst.

Weltweit stehen wir vor neuen Herausforderungen, die sich schon lange anbahnen, aber wir erahnen erst jetzt deren gewaltige Dimensionen. Die Flüchtlingsbewegungen in der ganzen Welt nehmen zu. Ursachen dafür sind bewaffnete Konflikte, aber auch die sehr ernst zu neh-

mende Beschädigung der Umwelt. Beides ist hervorgerufen durch weltweite Ungerechtigkeit und Gier. Wir hören Gottes Ruf, alles zu tun, was der Heilung der gesamten Schöpfung dient. Dazu gehört die Fürsorge für die, die in Not sind, aber auch der entschlossene Einsatz gegen die Ursachen aller Arten von Missständen.

75 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges zeigt es sich deutlich, dass wir als Christen in den verschiedenen Ländern Europas gemeinsame Aufgaben haben. Bruder Shawe schrieb schon 1945: „Wir müssen auf Luxus verzichten, damit nicht andere Nationen verhungern.“ Diese Worte gelten auch jetzt nach 75 Jahren wie damals. Gott hat uns seine Erde anvertraut, damit wir zusammen dafür tätig werden, dass sie bewohnbar bleibt.

In diesem Jahr zeigt uns die bedrohliche Pandemie, wie verletzlich unser aller Leben trotz allem Wohlstand ist. Die notwendigen Einschränkungen unserer gewohnten Freiheiten sind schmerzlich und stören empfindlich unser Gemeinschaftsleben. Viele Menschen werden einsam und krank, Ängste werden wach, und wir wissen es manchmal gar nicht, weil wir uns nicht treffen. Wir haben aber auch an die zu denken, die diese Zeit viel härter als uns trifft, weil das Gesundheitssystem in ihren Ländern nicht so gut ausgebaut ist. Die Menschen in den Flüchtlingslagern überall auf der Erde könnten am schwersten betroffen werden.

Uns hilft es jetzt, neue Formen der Kommunikation zu erproben und sie verantwortlich zu nut-

zen. Und wir können ganz neu entdecken, dass die täglichen Losungen, das Singen und das Beten miteinander und füreinander, auch im kleinen Kreis zu Hause, mit Gott und mit Menschen Verbindung schafft, selbst wenn wir uns nicht sehen. Wir danken allen sehr herzlich, die sich in dieser schwierigen Zeit auf verschiedene Weisen für den Zusammenhalt in der Nachbarschaft einsetzen und den weltweiten Kontakt in der Unität lebendig halten.

Gottes Segen sei mit Euch allen. Wir grüssen Euch mit einem Vers aus dem ältesten noch bekannten Lied der Brüder-Unität:
*Lass treu uns zueinander stehn,
in Liebe auch die Nächsten sehn,
dass Gottes Frieden auf uns ruh
und wir an Gnade nehmen zu.* (BG 559, 9)

Theodor Clemens, (Berlin / Herrnhut, D),
Sarah Groves, Gracehill (Nordirland, GB),
Humbert Hessen, Maarssen (Niederlande),
Joachim Kreusel, Ockbrook (Grossbritannien),
John McOwat, Fulneck (Grossbritannien),
Volker Schulz, Basel (Schweiz),
Friedrich Waas, Herrnhut (Deutschland)

Brief des britischen Bischofs C. H. Shawe zum Europäi- schen Kriegsende 1945

Der Sieg ist in Sicht. Er kann schon vor Erscheinen dieser Zeilen gekommen sein; es

könnte sich auch noch etwas hinauszögern. Aber er ist in Sicht. Er wird nicht das Ende der Feindseligkeiten bringen, weil der Krieg im Fernen Osten noch gewonnen werden muss. Aber es wird ein Sieg in und für Europa sein, ein grosser Sieg für die Welt.

Dass dieser Sieg durch Dankesfeiern in der Kirche gefeiert werden wird, ist klar. Wir sollten Gott wirklich danken, dass diese Tage und Jahre der Anspannung und Gefahr, des Leidens und der Trauer, des Verlusts und der Opfer – mehr als irgendjemand für möglich oder auszuhalten gedacht hätte – hinter uns liegen; dass unser Land vor einem schrecklichen Schicksal gerettet worden ist; dass unserem Volk eine beeindruckende Einheit von Kampfgeist und grosser Führung geschenkt wurde; dass unseren Männern und Frauen, sowohl in der Heimat als auch in der Truppe, eine unübertroffene Hingabe zum Dienst für ihr Land und einen guten Grund gegeben wurde.

„Wir preisen dich demütig, o Herr, dafür, dass du uns durch die Zeit unseres Lebens bis zu dieser Stunde behütet, bewahrt und geführt hast.“

Bis zu dieser Stunde! Was für eine Stunde wird dies sein – des Jubels und der berechtigten Erleichterung! Aber lasst uns nüchtern und realistisch sein. Es wird eine Stunde für neue Verpflichtungen sein.

Die erste Pflicht der Kirche besteht darin, allen klar zu machen, dass es eine Stunde für neue Aufgaben, neue Probleme, neue Chancen sein

wird, mindestens so gross, in mancher Hinsicht größer als alles, womit unser Volk bisher konfrontiert war. Wir müssen uns vor gefährlichen Reaktionen nach den Jahren der Anspannung hüten; die Anstrengungen müssen umgelenkt und nicht gelockert werden. Wir mögen weniger Einschränkungen haben, aber wir werden einige haben. Unser Bedarf wird gedeckt sein, aber wir müssen auf Luxus verzichten, damit andere Nationen nicht verhungern.

Die zweite Aufgabe der Kirche ist es, sich mit neuer Sorgfalt um die Pflege des eigenen Lebens zu kümmern. Rehabilitation ist notwendig; aber mehr als das. Erneuerung ist notwendig; und Erweiterung in beiden Dimensionen, nach aussen durch eine Erhöhung der Mitgliederzahl und nach innen durch ein tieferes Verständnis des Evangeliums. In jede Richtung gibt es einen dringenden Aufruf zu gläubiger Evangelisation, an der Laien und Amtsträger gleichermassen teilhaben sollten. Und während wir uns auf die Rückkehr unserer Männer und Frauen von ihren verstreuten Dienstorten freuen, können wir sicher sein, dass der Empfang, den wir sicherlich für sie vorbereiten werden, doppelt annehmbar sein wird, wenn er ihnen das warme Gefühl einer lebendigen und zukunftsorientierten Kirche vermittelt.

Eine dritte Pflicht der Kirche - und sicherlich unserer Kirche - besteht darin, sich um eine Erneuerung der Kontakte mit anderen Zweigen in besetzten und feindlichen Ländern zu

bemühen. Eine Versöhnung mit dem Feind ist aus lautstarken Gründen schwierig; aber aus ebenso offensichtlichen Gründen gehört sie zu den Aufgaben einer Periode des Friedens. Wir können dankbar sein, dass in christlichen Kreisen in Deutschland die nationalsozialistische Gesinnung die meisten Widerstände fand; in diesen Kreisen sollte dann der Punkt gefunden werden, an dem nützliche Kontakte geknüpft werden können. Einen ersten Schritt hat die Kirche bereits getan. Der Fonds für den Wiederaufbau der christlichen Kirche ist gut angelaufen.

Christlicher Wiederaufbau! Nicht nur in England, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt. Ist uns klar, wie stark die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt des christlichen Glaubens, nach der Durchdringung der Zivilisation mit christlichem Geist trotz oder vielleicht gerade wegen all der Geschehnisse dieser Kriegsjahre geworden ist? Ob die Welt bereit ist, ihren Gehorsam gegenüber Christus aufzugeben, wissen wir nicht, aber für uns geht es darum, ob wir bereit sind, mit unserem Beispiel voranzugehen. Diese Stunde ist Gottes Stunde. Wir begegnen ihr mit Dankbarkeit; wir werden versuchen, sie mit Weisheit und Hoffnung zu nutzen.

Bischof C. H. Shawe, 1945

The Moravian Messenger
A Magazine of the Moravian Church in the United Kingdom

Vol. LV. No. 4

MAY, 1945
WAR-TIME EDITION

[Post free, 3s.] TWOPENCE

THIS VERY HOUR

VICTORY is in sight. It may come before these words appear in print; it may be delayed. But it is in sight. It will not be the end of hostilities, for the war in the East has still to be won. But it will be victory in Europe and for Europe, the major victory even for the world.

That it will be celebrated by Thanksgiving in church is plain. We shall indeed thank God that these days and years—more than any one could have thought possible or enduring—of anxiety and danger, of suffering and sorrow, of loss and sacrifice, are passed; that our country has been saved from a terrible fate; that our people have been granted an amazing unity of spirit and a great leadership; that our men and women have given, both at home and especially in the Forces, unsurpassed devotion to national service and good cause.

'We offer Thee our humble praise, O Lord, for that Thou hast sheltered, upheld and brought us through the past of our life to this very hour.'

'This very hour!' What an hour it will be—of rejoicing and rightful relief! But let us be sober and realistic. It will be an hour for new duties.

The first duty of the Church is to make clear to all that it will be an hour for new tasks, new problems, new opportunities, as great as, in some respects greater than, any that have confronted our people hitherto. We must guard against dangerous reactions after the years of strain; efforts must be redirected, not relaxed. We may have less restrictions but we shall have some. Our necessities will be supplied, but we must forgo luxuries lest other nations starve.

The second duty of the Church is to turn with renewed care to the fostering of its own life. Rehabilitation is needed; but more than that. Renewal is needed; and extension in both dimensions, outwardly in an increase of membership and inwardly in a deeper understanding of the Gospel. In each direction there is an urgent call for believing evangelism in which laity and ministry should equally share. And as we look forward to the return of our men and women from their scattered places of service we may be sure that the welcome we shall certainly prepare for them will be doubly acceptable if it gives them the warm sense of a live and forward-looking Church.

A third duty of the Church—and certainly of our Church—is to seek a renewal of contacts with other branches in occupied and enemy countries. A reconciliation with the enemy is, for reasons which shout aloud, difficult; but for equally obvious reasons it is one of the tasks of a period of peace. We can be thankful that in Christian circles in Germany the Nazi outlook found most opposition; in these circles then the point should be found where useful contacts can be made. The Church has already taken the first step. The fund for the Reconstruction of the Christian Church has been well launched.

Christian Reconstruction! Not only in England, not only in Europe, but all over the world. Do we realize how strong the longing has become, in spite of, or perhaps because of, all the happenings of these war years, for a rebirth of the Christian faith, the permeation of civilization by a Christian spirit. Whether the world is ready to yield its obedience to Christ we know not, but for us the point is whether we are prepared to go ahead with our example.

This hour is God's hour. We meet it with gratitude; we will seek to use it with wisdom and with hope.

(Signed) C. H. SHAWE.

„Eine Schweizer Stimme“ – Karl Barth am Ende des Krieges

Als der Krieg zuende war, war Europa zerrissen, die Deutschen gehasst und verfehmt. Es war nicht die Zeit für Differenzierungen, zu tief waren die Wunden. Es gab nur wenige, wie oben Bischof Shawe oder eben Karl Barth, die sehr schnell zur Überwindung dieses Risses aufriefen. Karl Barth war als Theologieprofessor in Deutschland (Göttingen, Münster, Bonn) durch sein klares Reden gegen den Nationalsozialismus 1935 des Landes verwiesen worden. Das Nein zum Nationalsozialismus verband er mit einem Ja der Verantwortung und Verbundenheit mit den Deutschen, das dann am Ende des Krieges in verschiedenen Reden breite Wirkung zeigte. Auszüge aus der ersten sind hier abgedruckt.

Jan Milič Lochman hat in seinem Vortrag zum 10. Todestag Karl Barths ihn so charakterisiert: „Auf jedem Stadium des Lebensweges findet man Karl Barth unter den politisch höchst wachen Zeitgenossen. Der Theologieprofessor in Deutschland der dreissiger Jahre mit seinem entschiedenen demokratischen Widerstand gegen den politischen Ungeist in Kirche und Gesellschaft. Und der Basler Denker der Kriegs- und Nachkriegszeit: ‚Eine Schweizer Stimme‘, auf welche so viele in Ost und West gewartet und gehört haben – in ecclesiasticis et in politicis. Wie sind dieses politische Engagement und diese politische Weisheit Barths zu verstehen?

Das Wort ‚es wird regiert‘ zeigt in die Richtung der biblischen Botschaft vom Reiche Gottes. Dieses Reich ist nicht von dieser Welt: Karl Barth warnt daher immer wieder vor jedem politischen Messianismus und Totalitarismus, der das Reich Gottes in eigene Regie übernehmen möchte. Doch das Reich Gottes bezieht sich auf die Reiche dieser Welt, lässt sie nicht in Ruhe, sondern misst sie am Massstab seiner Gerechtigkeit. Darum kann ein Christ, ein Theologe, keine grundsätzliche ‚politische Abstinenz‘ praktizieren. Es gibt nach Barth - Erbe der Schweizer Reformation – auch einen ‚politischen Gottesdienst‘“.



Aus: „Die Deutschen und wir“ (Januar 1945)

I. Das Verhältnis der Schweiz zu Deutschland

Ein gründliches Misstrauen gegen die Deutschen als solche, eine tiefe Entfremdung diesen

unseren Nachbarn gegenüber steckt heute irgendwo in uns allen, vielleicht sogar so etwas wie der Wunsch, am liebsten nichts mehr von ihnen hören und sehen zu müssen.

Es war nicht immer so. ...Auch im Anfang des Hitlerregimes und noch zu Anfang dieses Krieges war es noch nicht so. Der Schweizer ist ja nicht so leicht aus der Fassung und aus seiner natürlichen Neigung zur Zurückhaltung und Unparteilichkeit zu bringen. Der Schweizer ist an sich wirklich kein Deutschenhasser. Die etwas wussten oder zu wissen meinten von dem, was da draussen geschah und zu geschehen drohte, haben bei uns zunächst nur sehr teilweise Gehör gefunden. ... Man brachte dem Nationalsozialismus - genauso wie in England - ein gewisses mildes Interesse entgegen und hatte dafür umso mehr Vorbehalte gegen die deutsche Opposition, gegen die Bekenntniskirche und später auch gegen Hitlers Kriegsgegner. Es brauchte eine lange Belehrung durch nicht mehr zu bezweifelnde bitterböse Tatsachen, bis das Blatt sich entschieden gewendet hat. Heute ist es so weit. Was das Deutschland unserer Generation meinte und wollte, was es aus den Menschen und mit den Menschen gemacht hat, das ist in diesen Jahren ... in einem entsetzlichen crescendo offenbar geworden und im gleichen Mass dann auch die allgemeine Enttäuschung, Bedrückung, Entrüstung und Erbitterung, mit der wir an das Volk da drüben eigentlich nicht denken wollten und nun doch denken müssen.

...Wir waren durch das heutige Deutschland zwar nicht angegriffen, aber wahrhaftig bedroht genug. Es war um unserer Unabhängigkeit, um alles dessen willen, für was wir als Schweizer

einzustehen haben, einfach notwendig, dass wir uns über unseren gesinnungsmäßigen Gegensatz zu den heutigen Deutschen klar wurden und uns auch in aller Form dazu bekannten. Es war keine weise, sondern eine gefährliche Politik, die uns eine Zeitlang daran hindern wollte.

Aber da nun die Belehrung und Bekehrung eine allgemeine geworden ist, steht die Frage erst recht vor uns: die Deutschen und wir, die Frage nach dem, was nun, nachdem es so weit gekommen ist, eigentlich werden soll zwischen ihnen und uns, die Frage nach dem ersten neuen Wort, das ja doch wohl auf das nun gesprochene letzte alte Wort einmal folgen muss. Das Leben - auch unser Leben mit dem deutschen Nachbarn - muss und wird ja weitergehen. ... Es war höchste Zeit, dass wir endlich gründlich und ernstlich zornig wurden. Es kann aber keinen noch so gerechten Zorn geben, über den wir die Sonne nun wirklich untergehen lassen dürften. ... Wir wollen vor unserer eigenen Türe wischen und uns sagen, dass es uns, den von dem deutschen Unheil kaum direkt Betroffenen, uns, die wir den Deutschen gegenüber niemand und nichts zu rächen haben, wohl ansteht, unter den Ersten zu sein, uns das klar zu machen.

Wir wissen zu wenig von den heutigen Deutschen, als dass es uns erlaubt sein könnte, nun etwa wirklich mit ihnen »fertig« zu sein. Was wir von ihnen wissen, ist das, was uns von ihren Taten seit dem Beginn des Hitlerregimes und dann besonders im Verlauf dieses Krieges (...) bekannt geworden ist. ... Das heutige Deutschland (...) hat die Unmenschlichkeit zum Prinzip, zum System und zur Methode erhoben. Nationalsozialismus ist nicht nur verbunden, sondern identisch mit Unmenschlichkeit. Alle theoretischen

Beim „Barthe“ des Propheten!

Wie man erfährt, haben sich die beiden wegen ihrer ausgesprochen antideutschen Einstellung bekannten Gottesstreiter, die Theologieprofessoren Dr. Karl Barth und Dr. Emil Brunner, veranlaßt gesehen über den englischen Sender von London aus eine „Weihnachtsbotschaft an die Christen in Deutschland“ zu richten. Zwar nicht so, daß die beiden Pfarrherren selbst nach London gereist wären. Das schien ihnen wohl aus mancherlei Gründen als zu riskant. Sie begnügten sich damit, ihre Manuskripte an den englischen Rundfunk zu senden, wo dann einer der „deutsch“-sprechenden Emigranten mit der Verlesung der pfarrherrlichen Weihnachtsbotschaft aus der Schweiz an die „Christen in Deutschland“ beauftragt wurde.

Auf den Inhalt dieser „Weihnachtsbotschaften“ näher einzugehen, verlohnt sich nicht. Daß Prof. Barth, an die „Christen in Deutschland“ gewandt, seinem betrübten Herzen über das „Schreckliche, was eure und unsere Brüder und Schwestern aus Israel in Deutschland durchzumachen haben“, Luft verschaffte, ist ebenso wenig erstaunlich, aber auch beachtenswert, wie etwa die Versicherung des Herrn Prof. Brunner, daß „alle Scheidewände“ weggeschafft würden, die „Menschen und Völker und Rassen voneinander trennen ... eine Scheidewand, die nicht von Gott ist, sondern von der Macht der Finsternis“.

Bei derartigen Gemeinplätzen zu verweilen, verlohnt sich, wie gesagt nicht. Dagegen wäre es interessant, zu vernehmen, wie man die Verbreitung einer „Weihnachtsbotschaft“ von zwei an schweizerischen Universitäten dozierenden ordentlichen Professoren über den Londoner Sender mit den Geboten der Neutralität in Einklang bringen will? Man stelle sich nur vor, was für ein Lärm — mit Recht! — entstände, wenn ein deutschfreundlicher schweizerischer Pfarrer es sich hätte einfallen lassen sollen, über den Deutschlandsender eine Weihnachtsbotschaft „an die Christen in England“ zu richten! Der gute Mann hätte, gestützt von den Säulenheiligen der II. und III. Internationale und gehegt von den Schreibern des gesamten Systems, längst seine letzte Kanzelpredigt gehalten.

Spöttische Glosse einer Schweizer Zeitung zu einer Weihnachtsbotschaft 1941 – Barths Text wurde später von der Zensur verboten.

schen Einwände ... sind überholt durch die Praxis, in der er sich in einer inzwischen immer zunehmenden Eindeutigkeit selbst dargestellt und (man darf wohl so sagen) selbst gerichtet hat. (...) Wir wissen Bescheid.

Wir müssen aber bedenken: wir wissen zwar genug und übergenuß von diesen deutschen Taten, wir wissen aber sehr wenig und weithin gar nichts von den Deutschen selbst, von den deutschen Menschen, von dem Mass, von der Art, von dem Sinn, in welchem sie an diesen deutschen Taten beteiligt oder nicht beteiligt, für sie verantwortlich oder nicht verantwortlich sind. ...

Wir können doch wohl nicht genug bedenken, was es bedeutet, dass gerade zwischen den deutschen Menschen und uns seit zwölf Jahren so etwas wie ein eiserner Vorhang heruntergegangen ist. Wir haben ihnen nicht mehr in die Augen sehen, wir haben sie nicht mehr selber sich aussprechen hören können. Ein offenes freies Wort ist nicht mehr über die deutsche Grenze zu uns gedrungen. Ihre Zeitungen, ihre Bücher sagen uns im besten Fall, wieviel dort dauernd verschwiegen und umgangen werden muss. (...)

II. Die Rolle der neutralen Schweiz

Wir betreten einen ganz anderen Boden, auf dem wir uns mit verhältnismäßig größerer Sicherheit bewegen können, wenn wir uns nun weiter fragen, in welchem äusseren Zustand wir die Deutschen, wenn wir sie einmal wieder zu Gesicht bekommen werden, vorfinden werden. Es ist mehr als eine bloße Vermutung' wenn man sagt, dass dieser Zustand mit dem des

alten Karthago oder mit dem des alten Jerusalem nach ihrer Zerstörung die grösste Ähnlichkeit haben wird. (...) Eins ist sicher, dass es nachher, wenn der Spuk mit dem Hakenkreuz einmal vorbei sein wird, auch mit dem deutschen Adler aus sein wird. (...)

Auch die anderen Völker haben es in diesen Jahren schwer gehabt. Auch sie haben geblutet und gelitten; auch wir selbst haben schließlich ein gewisses Ungemach tragen müssen. Es ist aber etwas Anderes, wenn man sich sagen darf, dass man sich nicht umsonst, sondern im Dienst einer guten oder doch notwendigen Sache angestrengt und Opfer gebracht hat, als wenn man vor der Erkenntnis stehen muss, in einem verderblichen und vergeblichen Unternehmen, um reiner Torheit und Bosheit willen und mit einem rein negativen Erfolg so viel geleistet, durchgemacht und geopfert zu haben. Und es ist diese Erkenntnis, die auf das deutsche Volk wartet, sobald es einmal auch nur der geringsten Selbstbesinnung wieder fähig sein wird. (...)

Was hat das Alles für uns zu bedeuten? Ich möchte vor allem hervorheben, dass wir uns glücklich preisen sollten, an dem nun über die Deutschen notwendig hereinbrechenden Gericht nicht selber beteiligt sein zu müssen. Es gehört sicher zum Besten, was wir unserer Neutralität zu verdanken haben, dass wir an der schweren Verantwortlichkeit der Sieger nicht beteiligt sind. ...Das muss nun aber bestimmt auch das in sich schließen, dass wir uns auch des Triumphs, der Genugtuung und der Schadenfreude derer, die es immer besser gewusst, die immer recht gehabt haben, gänzlich enthalten dürfen. (...)

III. Wie gemeinsam weiter

Aber wir sehen schon: zu einer eigentlichen, überwindenden Antwort auf das, was ein kluger Deutscher uns jetzt fragen könnte, würde das Alles nicht zureichen. Das Gesamtbild, das dem allem auf der andern Seite gegenüber steht, ist doch zu stark. Das offizielle Gesicht der Schweiz ist in diesen Jahren zwar sicher ein sehr schlaues, aber leider Alles in Allem doch allzu schlaues gewesen. Wir haben uns nur als Schweizer benommen und bewiesen in diesen Jahren und nicht als gute Europäer. Eben darum haben wir uns in diesen Jahren auch nicht als wirklich gute Schweizer benommen und bewiesen. Unser Name in der Welt war vielleicht schon bisher besser als wir selbst in Wirklichkeit waren. (...) Aber an der Tatsache, dass wir heute gerufen sind, ändert das Alles gar nichts. (...)

Wobei für sie wie für uns, für ihren eigenen künftigen Weg wie für unseren künftigen Weg im Verhältnis zu ihnen alles darauf ankommt, dass niemand sich ins Leere beuge in einer Traurigkeit,

die zum Tode und nicht zum Leben wäre, dass also gerade an der Stelle des bloßen Nullpunktes in Wirklichkeit das ewige Erbarmen ihres und unseres Schöpfers und Heilands leuchtet, mächtig und siegreich ist - Jesus Christus in Person, der der wirkliche Herr der Geschichte ist - und dass es ihnen und uns gegeben sei, der Ausweglosigkeit ihrer Situation und der Fragwürdigkeit unserer Vollmacht ihnen gegenüber zu begegnen mit dem stärksten aller Gebete: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“

Karl Barth, Basel (1886-1968)



Schweizer Hilfslieferung für deutsche Studierende bei der Universität Bonn (1946), Karl Barth in der Mitte

Kriegsende in Europa – unterschiedlich gesehen



Erinnerungen an die Jahre des 2. Weltkriegs aus der Schweiz

Fünfundsiebzig Jahre nach dem Kriegsende leben nicht mehr viele, die sich bewusst an die Zeit erinnern können. Samuel Preiswerk nimmt uns mit auf eine Zeitreise und schildert das Alltagsleben in der Nordwest-Schweiz. Der Krieg war präsent als Bedrohung und ständiger Druck, aber bestimmte nicht völlig das Alltagsleben. So war das Kriegsende auch vornehmlich die Befreiung von einem mehrjährigen Albdruck.

I Leben im Dorf

Mit Jahrgang 1931 habe ich die erste Hälfte dieser Zeit als Primarschüler im Dorf Frick (Aargau) erlebt. Die grossen Mobilisationsplakate anfangs September waren der Auftakt für einen Strom von einrückenden Soldaten der Grenzschutz-Truppe, denn das Dorf liegt nur 5 km vom Rhein entfernt. Zunächst wurde das Schulhaus als Unterkunft belegt, und so hatten wir ein paar schulfreie Tage. Bald begann eine emsige Bau- und Grabtätigkeit für Bunker aus Zement und Vertiefungen für Flak-Geschütze, Panzersperren mit Zementblöcken und aufgestellten Bahnschienen-Teilen. Quartiere wurden gesucht für Offiziere und Unteroffiziere, und bald hatten wir einen Korporal als Schlafgast in einem Vorzimmer. Dorf und Umgebung waren geprägt durch Soldaten, aber der übliche Be-

trieb ging ruhig weiter. Nur fehlten in einigen grösseren Betrieben viele Männer, die als Soldaten ihren Dienst taten.

Mein Vater kaufte gleich zwei für uns Kinder neue Dinge: ein Radio, um Zugang zu den offiziellen Berichten zu haben, und eine grosse Europa-Karte, um die Truppen-Vormärsche zu verfolgen. Wir bedauerten, dass die Landesausstellung in Zürich ihre Tore sofort schloss, aber zum Glück wurde sie bald wieder geöffnet und nach Plan durchgeführt.

Für den Haushalt brachten Verdunkelung und Rationierung grosse Veränderungen. Die Fenster oder Läden wurden mit Stoff oder Karton versehen, für Lampen im Freien gab es blaue Schutzgläser. Hauptlebensmittel wie Mehl, Zucker, Öl, Butter, Milch, Eier, Kaffee etc. waren genau bemessen; es gab für jede Person eine Karte mit kleinen Stücken zum Abreissen mit aufgedruckter Menge und Name des Produkts. Wer aus beruflichen Gründen darauf angewiesen war, öfter auswärts zu essen, konnte einen Teil der Karte eintauschen gegen sogenannte Mahlzeiten-Coupons, die dann in allen Restau-



rants entgegengenommen wurden. Später kamen auch Karten für Textilien und Schuhe dazu. Frei erhältlich blieben Kartoffeln und Gemüse, und so gab es etwa schon zum Frühstück Rösti (Bratkartoffeln) statt Brot. Als grosse Familie kam man mit sorgfältiger Planung gut über die Runden. Auch wurde gefordert, sich einen Notvorrat an Lebensmitteln anzulegen. Geplant wurde eine mögliche Evakuierung, wir wurden als Familie einem Bauern aus der Nähe zugeteilt, der Ross und Wagen bereithalten musste. In der ganzen Umgebung wurden Wegweiser und Ortsnamen abmontiert oder verhüllt, um einem Eindringling die Orientierung zu erschweren. (Das hatte allerdings zur Folge, dass ich bei einer Velotour mit einer Kusine den Weg von Frick ins obere Baselbiet nur mit grosser Mühe fand.) Von Bundesrat Wahlen war ja die „Anbauschlacht“ propagiert, und so wurde die grosse Wiese hinter der Kirche umgepflügt, um dort Kartoffeln zu pflanzen.

Nach der Niederlage von Polen flüchtete eine grosse Schar von polnischen Soldaten durch Frankreich in die Schweiz, wurde hier interniert und dann auf verschiedene Camps verteilt. So entstand etwas ausserhalb unseres Dorfes das sogenannte Polendörflein, bestehend aus einer Reihe von Holzbaracken mit militärischer Bewachung. Da die Bewohner keine Arbeit übernehmen durften, pflegten sie die nächste Umgebung mit kleinen, durch Steine eingefassten Gärtlein für Blumen und Gemüse. Als Hilfsangebot wurden Leute gesucht für die Wäsche dieser Männer, und so erhielten wir jede Woche ein Säcklein von einem bestimmten Mann, das wir Kinder manchmal dann zurückbrachten und so das Dörflein kennen lernten. Zu näheren

Kontakten reichte es aber aus sprachlichen Gründen nicht.

II. Leben in der Stadt

Im Herbst 1943 zogen wir von Frick nach Basel und wohnten am Steinengraben, mitten in der Stadt, da mein Vater die Stelle des Predigers an der Brüdersozietät (heute: Herrnhuter Sozietät) Basel übernommen hatte. Der Rhein fliesst mitten durch die Stadt, so grenzt der nördliche Teil an Deutschland und der westliche an Frankreich. Allein diese Lage wirkte schon bedrohlich, und so gab es Barrikaden an den Zufahrtstrassen ins Ausland, die Grenzen waren geschlossen und bewacht.



Im Laufe des Jahres 1940 wuchs die Angst vor einem möglichen Einmarsch, so zogen viele Familien mit Kindern möglichst weit weg von der Grenze in Richtung Alpen oder Inner-schweiz. Auch eine Tante von uns verbrachte die Sommermonate mit drei Kindern in Grindelwald, hoch über dem Dorf in einer Alphütte. Ihr Mann blieb mit dem schon schulpflichtigen Sohn in Basel, er selbst diente zum Teil im Bas-

ler Stadt-Kommando, daneben arbeitete er auch in seiner Verlagsarbeit. Eine Tante sorgte für das leibliche Wohl der beiden. Ein anderer Onkel stand als Wache an der Eisenbahnbrücke, mit dem Auftrag, sie im Notfall in die Luft zu sprengen. Auch dieses Wissen sorgte natürlich für einige Sorgen.

Als wir mitten in der Kriegszeit nach Basel kamen, hatte sich die Lage sichtlich beruhigt, und das Leben ging in einem normalen Tritt weiter, allerdings mit manchen Einschränkungen. In vielen Kellern wurde ein Luftschutzraum eingerichtet, wobei der Eingang von aussen her mit Sandsäcken oder Zementsteinen gesichert war. Auf den Estrichen musste eine Kiste mit Sand und Schaufel deponiert werden für den Fall einer Feuersbrunst. Ein dichtes Netz von Sirenen gab regelmässig Alarm, wenn fremde Flugzeuge auftauchten, die man aber nicht fürchtete, sondern eher beobachtete. Genau so war es gegen Ende des Krieges, als die Alliierten weit im Vormarsch waren. Wir hörten .Kanonendonner aus dem Elsass, so stiegen wir hinauf zu den Estrichfenstern und versuchten, die Schüsse zu lokalisieren, die über den Rhein hin und her gingen. Man fühlte sich doch sicherer und vertraute auch auf die Markierungen von grossen Schweizerkreuzen auf Hausdächern. Zu spüren war der Mangel an Benzin; viele Lastwagen stiegen um auf Holzvergaser, die Taxis fuhren mit Hilfe von Carbid, und manche bockten ihr Gefährt in der Garage auf. Auch psychologisch wurde die Bevölkerung aufgerufen, wegen Spionageverdacht vorsichtig zu sein: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat“ war in den Zügen und an offiziellen Wänden zu lesen.



Die Grenze gegen Deutschland hin umfasst auch die beiden Dörfer Riehen und Bettingen und zieht sich über den bewaldeten Chrischona-Hügel. Dort oben gab es eine Stelle, die nicht mit Stacheldraht abgesichert war. Das war auf beiden Seiten der Grenze im Geheimen bekannt. So versuchten immer wieder Leute, bei Nacht und Nebel über diese Stelle zu fliehen. In grosser Zahl waren es jüdische Menschen, manchen gelang es, aber viele wurden aufgespürt und gleich abgeführt. Auch Mitglieder der Brüdergemeinde waren darunter, die dann bei uns vorübergehend Unterschlupf suchten. In manchen Fällen konnte der Advokat Marcus Löw mit den Einreisebehörden eine gute Lösung finden.

Bald nach unserem Einzug in Basel kam noch eine Auslandschweizerfamilie aus Bielefeld in unser Haus; Hermann Geller, der Bruder der hier wohnenden Schwesternpflegerin Hanna Geller, brachte seine Frau und die vier Kinder mit dem Auto hier in Sicherheit, er selbst kehrte dann zurück in seine Aufgabe als Leiter eines Spinnerei-Betriebs. So waren wir nun insge-

samt 10 Kinder, 4 Erwachsene und eine Haushaltshilfe, die hier zusammen wohnten. Wir genossen den Zuzug von fast Gleichaltrigen zum Spielen, sei es Rommé im Zimmer oder Völkerball auf der Strasse vor dem Haus, da hier praktisch kein Verkehr herrschte.

Zusammen mit diesen Kindern erlebten wir am 4. März 1945, einem sonnigen Sonntagmorgen, ein besonderes Ereignis. Gegen Mittag erklang Alarm, und wir beobachteten im Garten die über uns fliegenden Bomber der Alliierten. Plötzlich begannen die grösseren Kinder zu schreien: „Gefahr, Gefahr“ und rannten ins Haus, um sich im Keller zu ducken. Sie hatten offensichtlich die abgeworfenen Stanniol-Streifen entdeckt, die eigentlich die Bodenabwehr stören sollten, aber wohl auch einen Angriff einleiteten, denn kurz darauf hörten wir aus der Gegend des Bahnhofs einige Explosionen, und bald kam ein Telefon aus dem Haus unserer Grosseltern, dass neben dem Güterbahnhof auch das Bürohaus der Firma Rapp an der Hochstrasse getroffen sei und brannte. Unser Vater fuhr gleich mit dem Velo hin und konnte uns melden, dass keine Personen zu Schaden gekommen seien.

Anfang Mai 1945 wussten wir durch Radio und Zeitungen, dass das Ende des Kriegs nahe war. Zum „Victory Day“ am 8. Mai versammelte sich eine grosse Volksmenge am Nachmittag auf dem Marktplatz mit Ansprachen aus der Regierung, aus dem Militär und vom Rektor der Universität Basel, gefolgt vom Auffliegen einer grossen Schar Tauben mit Friedensbotschaften.

Samuel Preiswerk, Riehen

Und ein weiterer Blick aus der Schweiz

Keine Zeitzeugin mehr, aber eine eindrückliche Schilderung aus den Erzählungen der Elterngeneration kommt von Marianne Stähelin-Buxtorf; der ursprüngliche Bericht war in Neuwied 1995 gehalten worden.

Ich möchte ein klein wenig über die Zeit des 2. Weltkrieges erzählen, wie sie in der Schweiz, genauer noch, in Basel erlebt wurde. Es sind Berichte von meinen Eltern und Schwiegereltern. Meine Eltern waren zu dieser Zeit noch nicht lange verheiratet. Ihre drei Kinder, ich bin das mittlere, wurden in der Kriegszeit geboren.

Mein Vater war Mittelschullehrer. Als starker Brillenträger wurde er als kriegsuntauglich erklärt und musste somit auch bei der allgemeinen Mobilmachung nicht ins Militär. Das war natürlich sehr schön für meine Mutter, denn da mein Vater auch ein grosser Hobbygärtner war, und sie zu der Zeit noch ein Stück Land ausserhalb von Basel besassen, war immer genug Essbares vorhanden. Das ganze Stück Land musste, wie zu der Zeit alle Grünflächen, Alleen, Parks und Gärten, mit Gemüse und natürlich Kartoffeln angepflanzt werden. Alle anderen Lebensmittel konnten auch in der Schweiz nur mit Lebensmittelcoupons, die zugeteilt wurden, bezogen werden. Basel als Stadt an der Grenze, war besonders exponiert, es bestand auch die Verpflichtung, die Fenster nachts zu verdunkeln. So ist es nicht erstaunlich, dass viele Basler Familien, deren Häuser

auf der nördlichen Seite des Rheines angrenzend an Deutschland lagen, die Stadt verliessen und ins Innere der Schweiz zogen.

Meine Eltern lebten damals auch auf dieser Seite der Stadt in einer kleinen Wohnung und ihr Trost war, dass sie ein Paddelboot besaßen. Mit diesem hätten sie sich doch irgendwie noch auf die richtige Seite schlagen können! Es gab aus diesem Grund viele leerstehende und billige Häuser zu kaufen, aber als unsere Familie wuchs und ein Hauskauf in Frage kam, wurde doch ein Haus auf der „sicheren“ Rheinseite gekauft. Zudem suchte mein Vater damals auch ein Haus mit vielen Kaminen, denn das war ein Zeichen für mehrere Heizmöglichkeiten. Das Haus musste noch etwas hergerichtet werden und mein Vater plante, dies in den kommenden Sommerferien ausführen zu können. Doch daraus wurde nichts. Wegen der Verdunklungsvorschrift in Basel kam es immer wieder zu Bombenalarm und selbst Bombenangriffen auf die Stadt. Es wurde ein Luftschutzdienst eingerichtet. Dazu konnte man auch die Brillenträger gebrauchen und so wurden die Sommerferien mit Ausbildung und Abverdienen eines Vorgesetztengrades für den Luftschutzdienst ausgefüllt.

Mein Vater hatte von da an zwei Aufgaben, den Luftschutzdienst und den Schuldienst und es konnte vorkommen, dass er nächtelang irgendwo auf einen Bombenangriff wartete und am frühen Morgen wieder zum Schuldienst trat. Dieser war auch den Umständen entsprechend unbequem, besonders das Turnen am frühen Morgen. Da die Fenster der Turnhalle



dunkel bemalt waren, wurden sie, wenn der Tag draussen hell genug war, geöffnet, um das Tageslicht hereinzulassen und Strom zu sparen. Da die Turnhalle im Winter auch nicht geheizt wurde, war die Turnstunde dann jeweils eine recht „kühle“ Angelegenheit.

Bei meinen Schwiegereltern lebten zur Kriegszeit noch zwei jüngere Brüder des Mannes, einer war Journalist. Da er oft mit Zeitungsbündeln das Haus betrat oder auch verliess, erweckte dies bei den Nachbarn den Verdacht, er würde einer illegalen Untergrundbewegung angehören. Gerade in der deutschsprachigen Schweiz war ja die Sympathie zu Hitler gross und der Entscheid damals, einen General aus der französischsprachigen Schweiz zu wählen, äusserst klug. Aber, zurück ins Haus meiner Schwiegereltern: Ihre dreijährige Tochter hatte die Angewohnheit, sich im Kinderbett auf den Knien liegend in den Schlaf zu schaukeln und mit dem Kopf an das Bettende zu stossen. Da sie in einem Reihenhaus wohnten, klopfte

das Kinderbett bei diesem Schaukeln regelmässig an die Wand zum Nachbarhaus. Für den Nachbarn war klar, dass diese Geräusche zu einer Druckmaschine gehörten und er zeigte meine Schwiegereltern an. Für meine Schwiegermutter, die zu der Zeit mit den Kindern alleine zu Hause war, war deshalb die darauffolgende Hausdurchsuchung ein richtiger Schock, zumal die Umstände erst viel später klar wurden.

Trotz diesen einschränkenden Lebensbedingungen war die Kriegszeit in der Schweiz natürlich viel besser als im übrigen Europa. Besonders die Nachkriegszeit war nicht (so) von Hunger geprägt. So haben auch viele Schweizer Familien nach dem Krieg Flüchtlinge, besonders Kinder, für eine gewisse Zeit aufgenommen, um sie wieder aufzufuttern. Auch zu uns kam ein Mädchen aus der Nähe von Stuttgart, welches dann immer wieder seine Ferien bei uns verbrachte. Lange Zeit nachher hat dieses Mädchen noch mit meinen Eltern einen dankbaren Briefwechsel geführt.

Ich denke, dass diese Begegnungen auch mit-helfen, das Misstrauen zu überwinden und den Weg zum Dialog wieder zu finden.

Marianne Stähelin-Buxtorf, Binningen



Luftbild des zerstörten Stuttgarter Zentrums, aus niedriger Höhe aufgenommen wohl nach Kriegsende 1945 etwa oberhalb der Kreuzung Char-lottenstraße/Olgastraße

Grossbritannien – Teil der Alliierten

*Beitrag eines britischen Pfarrers in
Neuwied 1995*

Fremde Geschwister in Fairfield

Während des Zweiten Weltkriegs war ich in der Gemeinde Fairfield in Großbritannien tätig. Ich begann meinen Dienst als Pfarrer in Fairfield im September 1940 und diente dort bis nach dem Ende des Krieges. Zu Beginn 1945 erhielt ich einen Brief von Bischof Clarence Shawe, der mich bat, einen deutschen-Kriegsgefangenen, Br. Werner Ruffer, zu besuchen, dessen Vater Gemeinhelfer in Berlin war. Br. Ruffer lebte im Kriegsgefangenenlager in Belle Vue, Manchester, etwa fünf Kilometer von Fairfield entfernt.

Ich fuhr, sobald ich konnte, dorthin und bat Br. Ruffer sehen zu dürfen. Als er zu mir gebracht wurde, fragte ich ihn, ob er „Moravian“ sei. Der Übersetzer benutzte das Wort in der Bedeutung „ein Einwohner von Mähren“. Werner schüttelte den Kopf und war verunsichert. Da kam ich auf einen netten Gedanken: Ich berührte seine Brust und dann meine Brust mit meinem Finger und sagte: „Herrnhuter! Zinzendorfer!“

„Ja!“ antwortete er - und war sofort ein guter Bekannter.

So lud ich ihn ein, uns am Sonntag zu besuchen. Ich musste auf meinem Fahrrad hinfahren und dann mit ihm zu Fuss zurückgehen, denn ihm war nicht gestattet, irgendein Transportmittel zu benutzen. Er trug einen grossen

Kriegsgefangenenmantel mit breiten roten, gelben und blauen Binden. Kleine Jungen rannten neben uns her und riefen „Conchy!“ (übersetzt: Kriegsdienstverweigerer).



Br. Ruffer wurde ein sehr willkommener Besucher - er kam mindestens einmal monatlich am Sonntag und kam dabei auch mit meiner Frau Estelle und ihrem Vater im Ruhestand, Bischof Samuel Connor, zusammen. Ich lud ihn zum nächsten Abendmahlsgottesdienst ein, und diese Einladung nahm er sehr dankbar an. Der Tag kam, und nach dem Essen setzte er sich auf eine der hinteren Bänke. Niemand wollte sich neben ihn setzen. ... Br. Tom Barnes und Br. Charlie Ganson kamen in die Kirche, beide auf Urlaub von ihrem aktiven Dienst in Frankreich, in ihren britischen Uniformen. Ich erklärte ihnen die Situation, und sofort stimmten sie zu, sich auf beide Seiten neben Br. Ruffer während der ganzen Versammlung zu setzen. Nach diesem Beweis christlicher Liebe wurden alle Gemeindeglieder gegenüber dem Kriegsgefangenen freundlich und nett.

Ein anderer Kriegsgefangener kam später. Ich habe seinen Namen vergessen, aber er kam aus einer Stadt am Ufer des Rheins. Er verstand

sich sehr gut mit Männern seines Alters und begann ein Männertreffen, das jeden Sonntagnachmittag stattfand und das er oft besuchte. Das Treffen setzte sich lange fort, nachdem er nach Deutschland zurückgekehrt war.

Am Anfang des Krieges waren wir sehr erfreut, Br. Jan Mikulastik begrüßen zu können, dessen Vater ein brüderischer Bischof in Tschechien war. Er war ein sehr angenehmer Freund und war trotz einiger gefährlicher Erfahrungen als Pilot in der tschechischen Luftwaffe unverseht geblieben. 1938 flüchtete er nach Polen, als sein Land von der deutschen Armee eingenommen worden war und liess seine Frau und seinen kleinen Jungen zurück.

In Polen wurde er von der russischen Armee gefangen genommen, als er versuchte, zwischen den beiden Armeen nach Rumänien zu fliehen. 1941, als die deutsche Armee auch dort einmarschierte, war er bereits via Palästina nach England gesandt worden. Er wurde Fluglehrer in der britischen Royal Air Force. Er besuchte uns regelmässig, aber nie am gleichen Tag wie die beiden Deutschen.

Ich bin froh darüber, dass er nach dem Krieg wieder mit seiner Frau und seinem Sohn vereint wurde. Später, 1967, traf er Bischof S. Hastings in Prag bei der Unitätssynode und sandte mir einen Brief und ein Geschenk.

So viel schlechte Dinge haben uns während des Krieges getroffen - aber ich bin dankbar dafür, dass ich auch diese guten Erfahrungen erzählen kann (viele musste ich auslassen) - die ich nie vergessen werde.

Patrick Craig, Springfield, Jamaica

Dänemark – im Krieg besetzt

Fast alle Länder, die an Deutschland angrenzten, wurden im Laufe des Krieges besetzt. Es begann mit Polen. Noch vor der Westoffensive wurde am 9. April 1940 Dänemark besetzt. Hier kommt der Beitrag des Christiansfelder Pfarrers in Neuwied 1995.

Nie werde ich den Befreiungsabend, den 4. Mai 1945, vergessen. Ich hatte damals eine Lehrstelle in einem Kaufladen ganz nördlich in Jütland. Als wir im Laden am Abend fertig waren, gingen wir, drei Angestellte und die Familie, ins Wohnzimmer, um das englische Radio zu hören.

Kurz nach Beginn der dänischen Sendung sagte der Sprecher: „Einen Augenblick.“ Und dann nach einer Pause: „Feldmarschall Montgomery hat in diesem Augenblick mitgeteilt, dass alle deutschen Truppen in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark kapituliert haben.“

Unsere Begeisterung war wahnsinnig. Ich bekam eine Ohrfeige von den Mädchen im Haus, und die Frau des Kaufmanns, die normalerweise sehr ordentlich und sparsam war, sprang auf und zerriss die Verdunkelungsgardine, damit unsere einzige 40 Watt-Sparbirne auch in der Dorfstrasse zu sehen war. Und so ging es im ganzen Dorf und im ganzen Land.

Wir sagen in Dänemark immer: »Befreiungsabend«, und nicht »Abend des Friedens«... Der

Frieden war noch nicht da, nur die Befreiung von der Wehrmacht, der SS und der Gestapo.

Folgende Begebenheit möchte ich auch erzählen: Ein Ehepaar geht nach Aarhus, um Abschied von ihrem Sohn zu nehmen, der zum Tode verurteilt war. Nach dem Besuch hatte die Mutter selbstverständlich Tränen in den Augen. Aber in der Wachstube sagte der deutsche Hauptmann zu ihr: „Ihr könnt auf Euren Sohn stolz sein, ich wünschte, dass ich so einen Sohn hätte.“ Später erzählte die Mutter in der Bibelgruppe, zu der die Eltern gehörten, dass diese Worte ein grosser Trost für sie gewesen waren.

Und dann: Ich bin nicht in der Brüdergemeinde gross geworden, aber ich war durch ein pietistisches Elternhaus und durch den CVJM geprägt. Denke ich zurück an die dreissiger Jahre, als ich Großknabe (Ausdruck in der Brüdergemeinde für konfirmierte Jungen) war, dann sprachen die Erwachsenen über Niemöller im Gefängnis, über Bodelschwingh in Bielefeld und die mehreren tausend Prediger und Laien der Bekennenden Kirche, die in Haft gekommen waren. Das war ein Gegenstand für unser Gebet.

Auf meinem Regal zuhause stehen als Erbe Bücher, die 1939 und 1940 in Dänemark herausgegeben worden sind: »Martin Niemöller und sein Bekenntnis«, Martin Niemöller »Die letzten 28 Predigten« (1936-1937) und Johann Maarten: »Das Dorf auf dem Berge«.

Wenn ich an diese Erinnerungen denke, dann wird mir klar, warum wir über Befreiung und nicht über Frieden reden müssen.

Der Zweite Weltkrieg war nicht zuerst ein Kampf zwischen Deutschland und einer freien Welt, sondern ein Kampf gegen Faschismus, Nazismus und ein Kampf für das freie Wort und die freie Tat. In diesen Kampf waren viele Deutsche bereits in den dreissiger Jahren eingetreten, aber leider auch unterdrückt worden.

Als Dänen nach dem Krieg aus dem KZ-Lager zurückkamen, sprachen sie nicht nur über Holländer, Polen, Norweger, Juden usw., sondern auch über Deutsche. Alle haben zum Nationalsozialismus und zum Unrecht Nein gesagt.

Der Befreiungstag bedeutet nicht, dass wir Frieden haben, aber wir sind befreit zum Kampf gegen Unrecht, Unterdrückung und Unfreiheit. Und als Kirche haben wir auch die Möglichkeit, für das Evangelium zu kämpfen.

Wie bereits Paulus erzählt, haben wir dazu ganz gute Waffen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Evangelium des Friedens, den Heiligen Geist, das Wort Gottes und das Gebet. Wir sind Christen, wir haben nicht Frieden in dieser Welt. Mit diesen Waffen muss die Kirche Christi kämpfen. Und dies soll ein ständiger Kampf sein!

Helge Rønnow (1929-2011), Christiansfeld/DK

Niederlande – Widerstand im besetzten Land

Im Rahmen der deutschen Westoffensive wurden am 10. Mai 1940 die neutralen Niederlande angegriffen und so in das Kriegsgeschehen miteinbezogen. Nach der Bombardierung Rotterdams kapitulierten die Niederlande am 15. Mai. Am 5. Mai 1945 kapitulierte die deutsche Wehrmacht bei Wageningen; dieser Tag wird seitdem als Bevrijdingsdag (Befreiungstag) begangen.

Vor fast 50 Jahren kam ich kurz nach dem Krieg als 19-jähriges Mädchen zum ersten Mal nach Neuwied, um meine deutsche Pflegemutter, Schwester Elisabeth Prenzel, die ich durch den Krieg neun Jahre nicht gesehen hatte, zu besuchen. Ich erinnere mich, als ob es gestern wäre, wie liebevoll man mich hier in der Gemeinde aufgenommen hat. Ich denke daran, wie Bruder Gerhard Reichel Schuld gegenüber unserem Land bekannte, obwohl er ja keine Schuld hatte. So taten auch Familie Wagener, Familie Hammer und viele andere. Familie Hammer, die doch von uns in Surinam fünf Jahre interniert worden, dann noch ein knappes Jahr in unserem Land festgehalten worden war und dabei viel gelitten hat, machte mir als Niederländerin nie einen Vorwurf, im Gegenteil, alle haben mich mit Liebe umgeben, wofür ich heute noch dankbar bin.

Nun hat man mich gebeten, an diesem Tag, dem 8. Mai 1995, etwas von meinen Kriegser-

fahrungen zu erzählen. Ihr werdet mir verzeihen, dass sie ganz persönlich sind.

Mein Bruder hatte sich im Jahre 1939 freiwillig bei der Marine gemeldet. Er wollte sein Vaterland verteidigen, wenn es nötig wäre. Er war damals 18 Jahre alt. Am 10. Mai 1940 brach der Krieg dann auch in unser Land ein. Mein Bruder war in Rotterdam und hat nach fünf Tagen weinend aufgeben müssen. Er hatte sich freiwillig gemeldet, um im Leuchtturm in der Helder Wache zu halten, und dabei keinen Schuss abgegeben. Kurz nach dem 15. Mai 1940 wurde er von einem Freund gefragt, ob er mitmachen wolle im Widerstandskampf. Wenn ja, sollte er sich an einen bestimmten Ort begeben und als Erkennungszeichen ein Streichholz mit dem gelben Kopf im Knopfloch seiner Jacke tragen. Das hat er, nach einem Gespräch mit meinem Vater, der schweren

Herzens zusagte, dann auch getan.

Ich möchte hier nicht schildern, was er alles geleistet hat. Am 14. April 1942 wurde er mit 32 anderen verraten und verhaftet. Er wurde ins Konzentrationslager Amersfoort gebracht, wo er schlimm misshandelt und körperlich ganz



Baracken des Konzentrationslagers Amersfoort

gebrochen wurde. Im November 1942 fand sein Prozess im Wehrmachts-Gefängnis in Utrecht statt; dort wurde er dreimal zum Tode verurteilt. Das Gnadengesuch wurde abgelehnt und am 29. Dezember 1942 wurde das Urteil durch die Kugel vollzogen. Er war 20 Jahre alt.

Sie werden fragen: Was hat dieses mit Schuld und Versöhnung zu tun? Die Antwort liegt in seinem Abschiedsbrief. Ich lese ihn vor.

„Lieber Vater und Geschwister,

ja, so ist das Urteil vollzogen, wenn ihr diesen Brief bekommt, und ich bin jetzt vereint mit meiner lieben Mutter (sie starb, als er sechs Jahre alt war) und werde vor Gottes Thron stehen. Oh, Ihr meine Lieben, ich hoffe, dass ihr, so wie ich, Eure Hoffnung und Vertrauen auf Gott stellt. Wir haben hier noch miteinander das Heilige Abendmahl gefeiert und lasen Psalm 56. Das hat mich so gestärkt und mir Sicherheit gegeben, dass Christus auch für meine Sünden gestorben ist. Ich hoffe und bete zu Gott, dass er uns einmal zusammenbringen wird in seinem Vaterhaus. Nun, meine Geliebten,-grüsst alle Bekannten und seid stark. Trauert nicht um mich, ich gehe ins Vaterhaus oben, wo kein Leid und keine Tränen mehr sind, sondern wo nur Freude und Dankbarkeit und Friede ist. Euer euch sehr liebender Sohn und Bruder, Andries.“

Soweit der Abschiedsbrief meines Bruders. Der Brief spricht nur von der Feier des Versöhnungsmahles, von Friede und Freude, nicht von Hass und Vergeltung.

Kurz vor seiner Hinrichtung durfte mein Vater meinen Bruder noch einmal eine Viertelstunde



Mauerrelief von Lex Horn in der Gedenkstätte Kamp Amersfoort

im Gefängnis besuchen. Da hat mein Bruder gesagt: „Es ist alles gut, ich fühle keinen Hass, nur Vergebung und dadurch Friede und Freude. So müsst auch Ihr weitergehen!“

Auf seinem Gesicht lag ein himmlischer Glanz. Er hat meinen Vater getröstet und ist anderen

im KZ und im Gefängnis Hilfe und Hinweis auf den himmlischen Vater gewesen.

T. Forma-Stemerdink, Zeist 1995

Tschechische Republik – brutal okkupiert

Die Expansionspläne Adolf Hitlers wurden im Laufe der Sudetenkrise deutlich. Insbesondere Großbritannien und Frankreich entschlossen sich darauf zu Beschwichtigungsmaßnahmen (später Appeasement-Politik genannt). Am 29. September 1938 wurde das Münchner Abkommen unterzeichnet, das die Angliederung der sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei an das Deutsche Reich vorsah. Unter dem Druck von Frankreich und Großbritannien akzeptierte die Regierung der Tschechoslowakei am 30. September 1938 das Abkommen. Die militärische Besetzung des Sudetenlandes erfolgte vom 1. bis 10. Oktober 1938, weitere Gebiete mit einer polnischen Bevölkerung gingen an Polen und mit einer ungarischen Bevölkerungsmehrheit an Ungarn verloren. Schon am 15. März 1939 wurde dann das „restliche Gebiet der Tschechei“ militärisch besetzt, die Tschechoslowakei als Staat aufgelöst und das Protektorat Böhmen und Mähren ausgerufen. Der Beitrag von Jana Uhlírová-Uhrová beschreibt das Leid, das damit ausgelöst wurde. Mit einem Zeitsprung schliesst sich der Bericht von Hellmut Winter an über eine erste Begegnung zwischen Ostdeutschen und Tschechen in der Zeit des Kalten Krieges.

Aus meiner Familie

Es ist klar: Das Beste wäre, die authentischen Zeugen könnten für sich selbst sprechen. Aber

weil viele von ihnen nicht mehr unter uns sind, möchte ich an die Stelle derer treten, die den Krieg nicht überlebt haben, die Generation meiner Grosseltern, aber auch an die Stelle derer, die den heutigen Tag nicht erleben konnten, die Generation meines Vaters.

Die Geschichte meiner Familie beginnt damit, dass mein Großvater Professor Dr. Jan Uher der persönliche Bibliothekar unseres Präsidenten D. G. Masaryk wurde. Die Persönlichkeit Masaryks



und die Ideale, an die er glaubte - Demokratie, Menschlichkeit - bestimmten zusammen mit den tiefen christlichen Überzeugungen meines Großvaters seinen weiteren Weg.

In dem Zeitraum zwischen den Weltkriegen war er einer der führenden Pädagogen, und er spielte als Fachmann eine bedeutende Rolle in dem Ringen, das tschechoslowakische Schulsystem zu reformieren.

Sobald Hitler in Deutschland an die Macht kam, drängte er auf Wachsamkeit und Widerstand gegen die Nazis in den vielen Zeitschriften, die er herausgab. Nach dem Münchner Abkommen 1938 trat er einer der ersten tschechischen Widerstandsorganisationen bei, dem sogenannten »Schutz der Nation«. Aufgrund eines Informanten, der von den Deutschen eingeschleust wor-

den war, wurden viele Mitglieder dieser Widerstandsorganisation verhaftet, nachdem die tschechischen Universitäten geschlossen worden waren. Unter ihnen war am 20. November 1939 auch mein Großvater. Er war 48 Jahre alt.

Zu jener Zeit wurde das biblische Wort „Nimm mein Kreuz auf dich und folge mir nach“ erfüllt. Nach dreieinhalb Jahren Gefangenschaft wurde er am 9. Juni 1942 in Berlin Alt-Moabit zum Tode verurteilt, an dem Tag, an dem der Beerdigungszug von Reinhard Heydrich an den Fenstern vorbeizog. Im Beisein seiner Familie wurden ihm Handschellen angelegt, die ihm erst drei Monate später in seiner Todeszelle am Tag seiner Hinrichtung abgenommen wurden.

Die Nazis konnten jedoch seinen Lebenswillen nicht brechen. Während seiner Gefangenschaft schrieb er fortwährend auf die freien Stellen seiner Bibel, da es ihm erlaubt war, in seiner Zelle den Entwurf seines künftigen wissenschaftlichen Werkes, nämlich »Philosophie der nationalen Erziehung« und »Entwicklungspsychologie« bei sich zu haben, die für die Nachkriegserneuerung des Schulsystems bereitlagen.

Am 27. Oktober 1942 wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet und starb, wie er selbst auf die Umschlagsseite der Bibel schrieb, „ganz ergeben in Gottes Willen, in der Hoffnung, dass wir nicht nur mit unserem Leben und unserer Arbeit, sondern auch mit unserem Tod höheren Zielen dienen.“

Als bitteres Ende dieser Tragödie kam eine Rechnung über seine Gefangenschaft und seine Hinrichtung, welche die Nazis der Familie

zugesandt hatten. Sie bestanden nicht darauf, dass sie bezahlt würde, sie wollten nur seine Frau und seine Söhne noch weiter erniedrigen. Mein Vater, Dr. Boris Uher, war damals neunzehn Jahre alt. Als Sohn eines Verräters hätte er eigentlich als Zwangsarbeiter nach Deutschland geschickt werden sollen. Aufgrund des besonderen Eingreifens Gottes wurde er vor dem »Reich« bewahrt, nachdem sich der Pfarrer der Brüdergemeinde in Turnov, Pavel Glos, für ihn eingesetzt hatte, der selbst im Zentrum der Widerstandsgruppe in Český ráj stand.

Dort blieb auch mein Vater aktiv in der Widerstandsbewegung bis zum Ende des Krieges. Professor Dr. V. Krajina, ein führender tschechischer Politiker, der sich mit Hilfe der Brüder-Unität dort versteckt hielt, wurde schliesslich nach zahllosen Opfern und Hinrichtungen unter den brüderischen Familien in der Familie meiner Mutter verhaftet. Krajina überlebte zwar das Konzentrationslager in Theresienstadt, aber viele der Familien der Brüder-Unität, die ihr Leben für ihn riskiert hatten, wurden hingerichtet. Das Ende des Krieges brachte zwar den äußeren Frieden, aber nicht den Frieden für die verwundeten Seelen und Herzen.

Dreissig Jahre lang konnte mein Vater keine Blumen an der Stelle hinlegen, an der mein Grossvater in Berlin-Plötzensee hingerichtet worden war. West-Berlin war für uns nicht zugänglich. Die Angst vor den und das Gefühl der Bedrohung durch die Deutschen haben ihn nicht verlassen. Erst 1974 erhielt er die Erlaubnis, zum ersten Mal nach Plötzensee zu kommen. Er ging auch nach Rixdorf, zur Brüderge-

meine in West-Berlin. Der dortige Pfarrer Albert Schönleber half ihm während ihrer verschiedenen Treffen, vor allem dadurch, als er zu ihm sagte: „Boris, vergib mir, was meine Nation Deiner Nation angetan hat, und lass mich mit Dir mitgehen und in Plötzensee zusammen mit Dir Blumen niederlegen“. Nun hatte er die Kraft zu vergeben und die Deutschen als Brüder zu sehen.



Stolperstein in der Rudišova 161/6 in Brno (Brünn)

Und so denke ich, dass „einen Schlusstrich unter die Vergangenheit zu ziehen“, wie unser Präsident Havel vorgeschlagen hat, nicht bedeuten darf, dass wir vergessen, denn unsere historische Erinnerung darf nicht Schaden nehmen, damit solche Schrecken sich nicht wiederholen können. Vorausgesetzt, dass die

andere Seite darum bittet, ist es notwendig, einander zu vergeben und einander als Schwestern und Brüder zu begegnen, und die Zukunft auf dieser Vergebung aufzubauen.

Jana Uhlírová-Uhrová, Prag

Als Deutscher erstmals nach dem Krieg wieder in Tschechien

Im Jubiläumsjahr 1957 (500 Jahre Brüder-Unität) bekam eine Reisegruppe Herrnhuter Geschwister erstmals die Genehmigung, einen Besuch im Lande der Väter machen. Wer die DDR der 50er Jahre kennt, wird wissen, dass dies absolut nicht selbstverständlich war, es gab keine Freizügigkeit. Wir wussten, dass in der Presse eine Notiz erschienen war, man überlege, erleichterte Besuchsmöglichkeiten in die ČSR zu schaffen, vor allem für Delegationen. Und wir dachten: wie schön wäre es, wenn bei der bevorstehenden Unitätssynode 1957 in Bethlehem/PA (USA) gesagt werden könnte: Eine Herrnhuter Delegation hat erstmals die Genehmigung bekommen, in das „Land der Väter“ zu reisen. ...Im letzten Moment konnte Br. Helmut Hickel als Reiseleiter die Papiere in Berlin abholen. Wir waren 18 Geschwister, darunter fünf Schwestern. Neben den Brüdern der Direktion waren es: der Ältestenrat der Gemeinde Herrnhut, unsere Synodalen, unser Bürgermeister, Br. Clemens, und zwei ältere Schwestern, darunter die Nichte des ersten tschechischen Bischofs Bruder Vančura.

Die Eisenbahnfahrt ging über Dresden und das Elbtal in grossem Bogen, da es keinen näheren

Grenzübergang gab. Früh um 5.30 Uhr starteten wir und waren abends gegen 21.30 Uhr in Železný Brod an der Iser. Heute fährt man im Auto knapp zwei Stunden dorthin. Wir wurden abends schon lange im schönen Saal der Gemeinde, dem Sbor, erwartet und herzlich begrüßt. Wir waren Gäste der Synode der tschechischen Brüdergemeinen, die vom 23. bis 26. Mai tagte.

Ausser Delegierten aller europäischen Unitätsprovinzen waren solche aus den USA da, sowie Br. Juglall aus Suriname, der zu der Zeit in Holland war. Vertreten waren auch alle evangelischen Kirchen und Gemeinden, die ihre Wurzel bei den »Böhmischen Brüdern« haben. Dazu gehörte auch eine mährische Kirche aus Texas (Texas Czech Brethren). Doch nicht die Synode, sondern die Begegnungen sollen hier im Mittelpunkt stehen.

Es ergaben sich rasch Kontakte, in den Pausen und bei den Versammlungen, wie dem Liebesmahl und der Predigt mit Abendmahl. Zu letzterem zitiere ich aus einem Bericht: „Wir sangen bekannte Verse auf Deutsch mit, sonst auf Tschechisch. Wir hatten alle das Gefühl, dass es völlig gleich sei, ob man die Sprache versteht oder nicht, aber man kann doch Abendmahl feiern. Beim letzten Handschlag geschah etwas ganz Unerwartetes: Es ging eine Bewegung durch die ganze Kirche. Mit einem Mal kamen die Menschen gelaufen, fielen sich um den Hals, küssten sich - und wir bekamen von allen Seiten Küsse und wurden umarmt. Die Leute weinten, und auch wir standen ganz erschüttert vor dieser Bewegung. Ähnlich muss es

damals 1727 bei der Abendmahlsfeier in Berthelsdorf gewesen sein: „wir lernten lieben“.

Aber es gab nicht nur diese spontanen Liebesbeweise, es gab auch die Seite der Schuld aus der Zeit von Krieg und Gewalt – und der Bitte um Vergebung - ganz persönlich von Mensch zu Mensch.

Ich denke dabei an den Besuch auf dem »Kalich«, einem Berg nicht weit von Železný Brod mit Höhlen und Felsen, wo die verfolgten Evangelischen heimlich ihre Betstunden abhielten. Aber dort zeigte man mir auch ein Denkmal für die Partisanen - ein Anlass für mich, dazu zu sprechen. (Auf dem Kalich durfte mit Sondergenehmigung auch eine Feierstunde abgehalten werden.)

Ich denke an Br. Pavel Glos, der bei den Verhören durch die Gestapo ein Auge einbüsste, und der uns brüderlich aufnahm.

Ich denke an Br. Karel Reichel, den Bischof, der lange in deutschen Lagern war - seine Aufzeichnungen sind zum Teil auch in Deutsch erschienen („Um dich zu befreien“). Er wurde während der Synode feierlich zum Ehrendoktor des Theologischen Seminars der Brüder-Unität in Bethlehem/PA ernannt.

Ich denke an die Familie Jellinek, die Eltern unserer Schwester Kušelová, die Schweres durchgemacht hatten: der Vater war verhaftet

worden, weil er einem CVJM-Mitarbeiter, den die Gestapo suchte, Nachtquartier gegeben hatte. Er ist 1941 im Konzentrationslager gestorben. Die Familie bekam Prag-Verbot. Und später in der ČSR durfte der Bruder nicht studieren, weil der Vater mit der Exilregierung in London sympathisiert hatte, also kein Kommunist war. Wie hat sie sich auf der Synode und bei späteren Besuchen um uns bemüht.

Und ich denke an Professor Amedeo Molnar, den ich von einem Herrnhut-Besuch kannte. Er sagte mir: „Ich war nach 1939 fünf Jahre lang Pfarrer in einem Prager Vorort, und in dieser Zeit wurden 120 Gemeinmitglieder erschossen. Verstehen Sie, warum wir nicht mehr Deutsch sprechen wollten? Wir mussten es ja lernen, um studieren zu können. Aber jetzt wollen wir es wieder sprechen.“

Bei diesen Begegnungen kann man immer nur beten: „Herr, schenke mir die richtigen Worte!“ Wir waren die erste brüderische Delegation im Land der Väter. Viele Freundschaften und Besuche haben sich daraus hin und her ergeben. Als ich im Januar 1994 zur Trauerfeier für Schwester Kušelová in Prag war und mit ihrem Mann darüber sprach, sagte er mir, auch für sie sei es damals die erste deutsche Gruppe gewesen, die sie führen durften. Bis dahin seien Deutsche unerwünscht gewesen.

Im Rückblick kann man nur sagen: Es war ein ganz grosses Geschenk, und mir kommt der 118. Psalm in den Sinn: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.“

Hellmut Winter, Herrnhut



1985 – nach 40 Jahren in Deutschland die richtigen Worte

Am 8. Mai 1985 hielt der verstorbene deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker (davor langjähriges Mitglied des Evangelischen Kirchentagspräsidiums) im Bundestag anlässlich des 40. Jahrestags des Kriegsendes die wahrscheinlich wichtigste Rede, die je in Deutschland zu diesem Thema gehalten wurde. In dieser Rede spricht Richard von Weizsäcker erstmals von Befreiung, nämlich „von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. Von Kollektivschuld spricht er nicht, doch die Mehrheit der Deutschen ist für ihn mitverantwortlich für die Verbrechen - nicht nur Hitler und seine Schergen. Er wendet sich gegen die Behauptung, die Deutschen hätten vom Holocaust nichts gewusst: „Wer seine Ohren und Augen aufmachte, wer sich informieren wollte, dem konnte nicht entgehen, dass Deportationszüge rollten“. Ihm geht es um eine aktive Kultur der Erinnerung. Es gibt für ihn keine "Stunde Null", sondern nur eine Chance auf einen Neubeginn, der genutzt worden sei „so gut wir konnten“. Es geht darum, zu verstehen, wie es zur Nazi-Herrschaft kommen konnte, um es nie wieder soweit kommen zu lassen. Was gesagt wurde, war nicht neu. Aber sie fasste diese Fakten und Emotionen auf die richtige Weise zusammen, versöhnlich.

"Der 8. Mai ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mussten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte. Je ehrlicher wir ihn begehen, desto freier sind wir, uns seinen Folgen verantwortlich zu stellen.



Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewusst erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dafür dankbar, dass Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar waren andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang. (...)

Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden für viele Menschen mit dem 8. Mai erst begannen und

danach folgten. Aber wir dürfen nicht im Ende des Krieges die Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen. Sie liegt vielmehr in seinem Anfang und im Beginn jener Gewaltherrschaft, die zum Krieg führte. Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen. ...Wir haben allen Grund, den 8. Mai 1945 als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg.

Den vielleicht größten Teil dessen, was den Menschen aufgeladen war, haben die Frauen der Völker getragen. Ihr Leiden, ihre Entsagung und ihre stille Kraft vergisst die Weltgeschichte nur allzu leicht. ...Wenn die Völker an den Zerstörungen, den Verwüstungen, den Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten innerlich nicht zerbrochen, wenn sie nach dem Krieg langsam wieder zu sich selbst kamen, dann verdanken wir es zuerst unseren Frauen. (...)

Hitler hat stets damit gearbeitet, Vorurteile, Feindschaften und Hass zu schüren. Die Bitte an die jungen Menschen lautet: Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feindschaft und Hass gegen andere Menschen, gegen Russen oder Amerikaner, gegen Juden oder Türken, gegen Alternative oder Konservative, gegen Schwarz oder Weiß. Lernen Sie, miteinander zu leben, nicht gegeneinander.

Ehren wir die Freiheit. Arbeiten wir für den Frieden. Halten wir uns an das Recht. Dienen wir unseren inneren Maßstäben der Gerechtigkeit. Schauen wir am heutigen 8. Mai, so gut wir es können, der Wahrheit ins Auge."

Übersicht über die Ausgaben 9 – 19 des „herrnhuter“:

Nr. 9 / 2015

Zinzendorf und die Herrnhuter in Basel (J. Wipfler / V. Schulz)
Losungen lesen (H. Barié)

Nr. 10 / 2015 Jan Hus

Jan Hus – Leben und Werk
Die Brüder-Unität und Jan Hus (J. Halamá)
Die Schnur aus drei Fäden (J. Hus)
Hus-Predigtpreis: Predigt zu Joh. 4 (H. Koetsveld)

Nr. 11 / 2016 Premysl Pitter

Predigt: Die Hoffnung des Neuen Jerusalem (J. M. Lochman)
Zum 40. Todestag von P. Pitter (F. Vollprecht)
Transportdienste als Brücke in die Vergangenheit (F. Vollprecht, H. Polivka)

Nr. 12 / 2016 Montmirail

Predigt: Orientierungshilfen (V. Schulz)
Montmirail als Schulort (H. Schlimm / V. Schulz)
Letzter Schulpfarrer (H.+A. Schlimm)
Don Camillo meets Zinzendorf (H. Schubert)

Nr. 13 / 2017 150 Jahre Jesushilfe

Haus zwischen Welten, Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde (H. Haas)

Nr. 14 / 2017 Henning Schlimm

Predigt: Offenheit (H. Schlimm)
Lebenslauf (H. Schlimm)
Zweimal Kindheit (H. Schlimm, S. Staehelin)
Rundbriefe aus Südafrika (H. Schlimm)
Predigt: Nachfolge (H. Schlimm)
Schuld bekennen (H. Schlimm)
„Gutes Leben“ angesichts des Todes (H. Schlimm)

Nr. 15 / 2018 Surinam

Predigt: Seine Treue währt ewiglich (J. Kent)
Informationen zum Land (V. Schulz)
Die Mission der Herrnhuter (A. Vollprecht)
Die Herrnhuter heute (A. Vollprecht)
Kersten & Co. (H.-B. Motel)
150 Jahre Sklavenbefreiung (Kirchenleitung EBU)

Nr. 16 / 2016 Abendmahl

Das Abendmahl wieder in die Gemeinde bringen (V. Schulz)
Das Abendmahl in der Herrnhuter Brüdergemeine (Theologische Kommission der EBU)
Entwicklung einer eigenständigen Abendmahlsform (H. Hickel)
Ökumenische Texte zum Abendmahl: Leuenberger Konkordie, Lima-Erklärung

Nr. 17 / 2019 Kuba

Kurze Geschichte Kubas und seiner Kirchen (A. Tasche)

Fokus Religionsfreiheit (V. Schulz)
Kurze Geschichte der Herrnhuter auf Kuba (V. Schulz)
Kuba und die Bibel (D. Donzelot)
Verbotene Frucht (A. Reynolds)
Spezielle Herausforderungen (V. Schulz)
Recht auf Gottes Wort (H. Scheurenbrand)

Nr. 18 / 2019 Lettland

23. August 1989, der Baltische Weg (T. Bünz)
Zeugnis (G. Ceipe)
Das transkulturelle herrnhutische Schrifttum (B. Paškevica)
Nationalbibliothek (V. Schulz)
Eine Ruine im Wald (V. Schulz)
Kreis der Bibelleser in Riga (B. Paškevica)
Orellen (V. Schulz)
Weitere Personen und eine Idee (V. Schulz)
Žanis und Johanna Lipke (T. Bünz)
Heinz Erhardt, ein Rigaer

Nr. 19 / 2020 Bestattungspraxis

Andacht: Im Sterben zum Leben bestimmt (H. Th. Dober)
Herrnhuter Umgang mit der Bestattung (V. Schulz)
Liturgie am Grab
Der Gottesacker der Brüdergemeine (P. Vogt)
Begräbniskultur in Suriname (F. Vollprecht)
Lebensläufe bei den Herrnhutern (H. Reichel)
Lebenslauf (Th. Gill)

Wenn alles ins Wanken geraten ist

Herr, deinem Bauwerk droht Gefahr,
es wanken seine Mauern.
Soll, was von dir gegründet war,
in Stürmen nicht mehr dauern?
Schon mancher Pfeiler stürzte ein;
erzeuge deine Treue
und komm, du Bauherr der Gemein,
und baue uns aufs Neue.

Ach, wir verdienten nur zu sehr
des Sturmwind's harte Schläge:
Der Zunge fällt das Zeugnis schwer,
die Hände werden träge,
es spiegelt unser Angesicht
nicht deines Bildes Klarheit
und unser Wesen leuchtet nicht
in deiner Lieb und Wahrheit.

Doch unsre Schuld kann deine Treu
in ihrem Tun nicht hindern,
sie leuchtet alle Morgen neu
auch ungetreuen Kindern.
Erhieltest du nicht die Gemein
im Bau durch treues Lieben,
es wäre wahrlich wohl kein Stein
am andern mehr geblieben.

Walther Baudert (1952)



Inhalt

75 JAHRE KRIEGSENDE
Wort der Bischöfe
Bischof Shawe April 1945
Karl Barth Januar 1945
Samuel Preiswerk, Mari-
anne Stähelin-Buxtorf,,
Schweizer Kriegsjahre
Patrick Craig, Fairfield/GB
Helge Rønnow, DK
T. Forma-Stemerdink,
Niederländisches Leid
Jana Uhlirová-Uhrova,
Tschechisches Leid
Hellmut Winter, Begegnung
Richard von Weizsäcker,
Rede am 8.5.1985

Bilder: Titel Peter Meyer
S. 7-9 Barth-Archiv
S. 15 privat
Sonstige wikipedia bzw.
Schweizer Zeitungen

Impressum

Herrnhuter
in der Schweiz
Sekretariat
Leimenstrasse 10
4051 Basel
061 273 40 70
061 273 40 73 fax

Redaktion
Volker Schulz
Adresse s.o.
061 273 40 74

www.herrnhuter.ch